

Nicholas John Williams: Das Gedächtnis Kubas. Die Revolution im Interview [Cuba's Memory. The Revolution Interviewed], Marburg, Tectum-Verlag, 2011. 304 pp. – ISBN 978-3828826632.

Jens Hildebrandt
Mannheim

Die Sowjetunion ist untergegangen, die DDR existiert nicht mehr und das sozialistische Weltssystem brach 1989 ohne direkten äußeren Anstoß in sich zusammen. Als einer der wenigen sozialistischen Staaten bleibt Kuba übrig und beruft sich trotz leichter Öffnungstendenzen immer noch auf „den Sozialismus“ als Staatsdoktrin.

Trotz der autoritären Überformung Kubas durch den immer noch allgegenwärtigen Castroismus (Michael Zeuske) und trotz der zahlreicher ökonomischer Krisen der letzten Jahre bleibt die relative Stabilität des Inselstaats ungeachtet zahlreicher wissenschaftlicher Analysen erklärungsbedürftig.¹ Die fehlende demokratische Legitimationsbasis Kubas lässt sich ohne weiteres verfassungsrechtlich belegen und strukturgeschichtlich erklären; doch sagt dies noch nichts über den hohen gesellschaftlichen Konsens aus, der die kubanische Gesellschaft trotz fehlender Freiheitsrechte und geringem Wohlstand zusammenhält (19).

Nicholas Williams gibt in seiner Studie eine interviewgestützte und kulturhistorisch inspirierte Antwort auf die Frage, warum der kubanische Inselstaat auf einem breiten Konsens aufruft und nicht bereits im Jahr 1989 in sich zusammengebrochen ist. Der Autor legt in seiner Arbeit wichtige Facetten einer kubanischen Mentalitätsgeschichte offen und identifiziert unterschiedliche identitätsstiftende Erinnerungsfolien der kubanischen Gesellschaft. Diese kulturhistorischen Tiefenbohrungen werden unter Zuhilfenahme des gedächtnistheoretischen Begriffsapparates von Aleida Assman und Maurice Halbwachs vorgenommen und mit dem Instrumentarium der Oral History verknüpft, um die Existenz eines gemeinsamen Erfahrungs- und Erinnerungshorizonts als Beleg für einen gesellschaftlichen Grundkonsens plausibel zu machen (21ff.) Nach Williams bietet insbesondere das Instrumentarium der Oral History mit seinem emanzipatorischen Potential einer „Geschichte von unten“ die Möglichkeit, den Stimmen derjenigen Gehör zu verschaffen, die im offiziellen Geschichtsdiskurs der kubanischen Regierung oder in den umkämpften Debatten einer engagierten Geschichtswissenschaft nur unzureichend zu Wort kommen. Um diesen Stimmen eine Artikulationsmöglichkeit zu geben, hat Williams vor allem auf Kuba, aber auch in der Bundesrepublik 32 qualitative Interviews durchgeführt (31).

Williams Arbeit ist grob in drei Hauptstränge geteilt. In einem ersten Abschnitt entwirft er auf der Basis von Sekundärliteratur ein Geschichtsbild Kubas vor der Revolution Fidel Castros. Die Herrschaft Batistas wird zur Kontrastfolie, vor deren Hintergrund Williams die Aussagen

¹ Für die deutschsprachige Forschungsliteratur sind die Arbeiten Michael Zeuskes wegweisend: Michael Zeuske: Insel der Extreme. Kuba im 20. Jahrhundert, Zürich, Rotpunktverlag, 2004²; Ders.: Kuba im 21. Jahrhundert. Revolution und Reform auf der Insel der Extreme, Berlin, Rotbuch, 2012. Für den angelsächsischen Sprachkreis sei auf die Darstellungen des britischen Journalisten Richard Gott verwiesen, die einen Schwerpunkt auf die Castro-Ära legt: Richard Gott: Cuba. A New History, New Haven, Yale University Press, 2004; oder die kurze Studie von Geraldine Lievesley, die zwar soziologisch informiert auch gesellschaftliche Randgruppen in den Blick nimmt, aber dafür auf die Einbeziehung kubanische Stimmen und Literatur verzichtet: Geraldine Lievesley: The Cuban Revolution. Past, Present an Future Perspectives, Basingstoke, Palgrave Macmillan, 2004.

seiner Interviewpartner dechiffriert, interpretiert und einordnet. Die Herrschaftsphase Batistas ist knapp mit den Themen Armut, Gewalt und außenpolitische Abhängigkeit von den USA inhaltlich umrissen.

Im zweiten Abschnitt ordnet Williams die Interviewaussagen geschichtspolitischen Feldern zu, die sich am offiziellen kubanischen Geschichtsdiskurs über „Würde und Entwürdigung“, die „Bewegung 26. Juli“, die Leistung und Versprechen der kubanischen Revolution und die inneren und äußeren Krisenerfahrungen Kubas orientieren. Williams zeigt in diesem Abschnitt, wie groß die Zustimmung zur Revolution und zu Fidel Castro ist. Die Interviewpartner verteidigen die Revolution in Abgrenzung zur Herrschaft Batistas und betonen die aus ihr hervorgegangenen sozialpolitischen „Errungenschaften“. Fidel Castro tritt in den Interviews durchgängig als Revolutionsführer, „Comandante“ und mythisch überhöhte Vaterfigur auf. Die Interpretation der Interviews gewinnt immer dann an analytischer Schärfe, wenn sich aus den Aussagen der Befragten für den Leser Rückschlüsse auf einen Generationenkonflikt oder eine zunehmende Konsumorientierung, zahlreiche unbefriedigte Partizipationswünsche und die fehlende Reisefreiheit der jüngeren Bevölkerung ziehen lassen. An dieser Stelle öffnet sich die Arbeit für Fragestellungen, die die Zukunftsfähigkeit des Inselstaates ins Zentrum des Interesses rücken.

In einem dritten Abschnitt ist ein großer Teil der geführten Interviews vollständig oder in Teilen abgedruckt. Ihr Quellenwert bemisst sich vor allem anhand der Tatsache, dass trotz eines fehlenden Pluralismus und eingeschränkter Meinungsfreiheit in den Interviews vielschichtige Aussagen über die Vergangenheit und Gegenwart Kubas vorzufinden sind. Paradigmatisch für die Gründergeneration des sozialistischen Kuba ist der 1927 geborene Miguel Ignacio López Villar, der Opfer der Repressionspolitik Batistas und Mitglied einer revolutionären Miliz wurde und dessen Beitrag eine hohe Identifikation mit dem sozialistischen Kuba zum Ausdruck bringt. Bezeichnend für die kritische Haltung der jüngeren Generation ist das Interview mit Camilo Acosta Hernández, der die Korruption und die fehlenden Freiheitsrechte auf Kuba als größtes Versäumnis der Revolution deutet.

Jedes Oral-History-Projekt bleibt methodisch unscharf, wenn die Zielgruppe nicht genau definiert ist, die Auswahl der Interviewpartner intuitiv hergeleitet wird und die politischen, sozialen, kulturellen, institutionellen und generationsspezifischen Bedingungen, unter denen Diskurse entstehen, nicht als analytisch zu durchdringende Kontexte der Erinnerung einbezogen werden. Williams ist sich dieser methodischen Schwäche und damit auch der Reichweite seiner Aussagen bewusst (143-148). Insofern stellt seine Publikation auch keine Erweiterung, sondern eine Ergänzung des Forschungsstandes dar, die nicht auf die Korrektur tradierter Forschungsergebnisse zielt, sondern die Forschungsperspektive auf den hohen gesellschaftlichen Konsens und die Frage der Legitimation der politischen Herrschaft Castros richtet. Dennoch läuft diese induktive Erschließung zentraler Geschichtsbilder aus den Aussagen der Interviewpartner Gefahr, all jene Inhalte und Themenstellungen aus dem Blick zu verlieren, die sich den artikulierten Erinnerungen der Interviewpartner entziehen. Das gilt zum Beispiel für den kubanischen Nationalismus, dessen gesellschaftliche Integrationsfunktion in der Forschungsliteratur als ein zentrales Merkmal des „Castroismus“ identifiziert wird, wie auch für die herausgehobene Stellung des Militärs als Pfeiler einer kubanischen Parallelgesellschaft und „Staat im Staate“.² Darüber hinaus wäre im Rahmen

² Michael Zeuske: Tradition, Gegenwart und Zukunft der Kubanischen Revolution. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 41 (2010), 4, S. 25-31; Jay Mallin: *History of the Cuban Armed Forces. From Colony to Castro*, Reston, Ancient Mariners Press, 2000; oder Bert Hoffmann: *Wie reformfähig ist Kubas Sozialismus?*, Berlin, Friedrich-Ebert-Stiftung, Referat Lateinamerika und Karibik, 2011. <http://library.fes.de/pdf-files/iez/08075.pdf> [zuletzt abgerufen: 21.8.2013].

einer größeren Forschungsarbeit eine systematische Befragung gängiger geschichtstheoretischer Ansätze auf ihre Schlüssigkeit im Falle Kubas wünschenswert: das betrifft insbesondere das Konzept der politischen Religion, Castros charismatische Herrschaft, den Begriff der Revolution oder den kubanischen Tugenddiskurs als Bestandteil sozialistischer Legitimationsstrategien.

Williams genuiner Forschungsbeitrag liegt darin, dass er den bisherigen Forschungsstand ergänzt, und dafür sensibilisiert, dass politische Systeme im Sinne von David Easton auf „diffuse Unterstützung“ angewiesen sind.³ Diese speist sich immer auch aus spezifischen „Erinnerungsprofilen“ (Assmann) einer Gesellschaft und erzeugt politische Stabilität - auch jenseits von demokratischen Ordnungsvorstellungen oder wohlfahrtstaatlichen Errungenschaften. Wer sich heute über postdemokratische Entwicklungen im heutigen Osteuropa wundert, findet im „kollektiven Gedächtnis“ dieser Transformationsgesellschaften eine Erklärung für das Festhalten an autoritären Einstellungsmustern. Allen denjenigen, die sich auf die Suche nach solchen temporalen Tiefenstrukturen des kubanischen Gedächtnisses machen wollen, sei Williams Studie empfohlen.

³ David Easton: A Re-Assessment of the Concept of Political Support. In: *British Journal of Political Science* 5 (1975), 4, S. 435-457.